



Gedenkveranstaltung für die
Opfer des Nationalsozialismus
am 26.01.2006
im Hessischen Landtag

Schriften des Hessischen Landtags
Heft 4



ISBN-13: 978-3-923150-29-8

ISBN-10: 3-923150-29-6

Schriften des Hessischen Landtags

Heft 4

Schriften des Hessischen Landtags

- Heft 1 Bioethik-Symposium des Hessischen Landtags
am 17. November 2001,
hrsg. von Klaus Peter Möller, Präsident des
Hessischen Landtags, Wiesbaden.
Hessischer Landtag, 2002
- Heft 2 Gedenkveranstaltung für die Opfer des National-
sozialismus am 27.01.2004 im Plenarsaal des
Hessischen Landtags,
hrsg. von Norbert Kartmann, Präsident des
Hessischen Landtags, Wiesbaden.
Hessischer Landtag, 2006
- Heft 3 Gedenkveranstaltung für die Opfer des National-
sozialismus am 27.01.2005 im Stadtverordnetensaal
des Wiesbadener Rathauses,
hrsg. von Norbert Kartmann, Präsident des
Hessischen Landtags, Wiesbaden.
Hessischer Landtag, 2006

**Gedenkveranstaltung
für die Opfer des Nationalsozialismus
am 26. Januar 2006
im Hessischen Landtag**

**Bibliografische Information der Deutschen
Bibliothek**

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Herausgegeben von Norbert Kartmann
Präsident des Hessischen Landtags
Redaktion: Bernd Friedrich, Susanne Baier
Herstellung: Druckerei Chmielorz GmbH, Wiesbaden

ISBN-13: 978-3-923150-29-8

ISBN-10: 3-923150-29-6

© 2006 Hessischer Landtag, Wiesbaden, Schlossplatz 1 – 3

Inhalt:

Begrüßung

Norbert Kartmann
Präsident des Hessischen Landtags 9

Gedenkrede

Prof. Dr. Peter Steinacker 13

Ansprache

Karin Wolff
Stellvertretende Hessische Ministerpräsidentin 25

Biografischer Hinweis 29

BEGRÜSSUNG

Norbert Kartmann

Präsident des Hessischen Landtags

Sehr geehrter Herr Kirchenpräsident Prof. Dr. Steinacker, sehr geehrter Herr Ministerpräsident Koch, sehr geehrte Frau Staatsministerin Wolff und alle anderen Mitglieder der Landesregierung, verehrte Frau Stadtverordnetenvorsteherin Thiels, sehr geehrter Herr Neumann für die jüdischen Gemeinden in Hessen, sehr geehrter Herr Vorsitzender Strauß vom Verband deutscher Sinti und Roma, sehr geehrte Abgeordnete des Hessischen Landtags, sehr geehrte Damen und Herren!

Im Namen des Hessischen Landtags begrüße ich Sie am Vorabend des 27. Januars zur gemeinsamen Gedenkveranstaltung der Hessischen Landesregierung und des Hessischen Landtags für die Opfer des Nationalsozialismus. Dieser Saal ist ein würdiger Ort für unser Gedenken, denn hier tagte ab dem Jahre 1946 der Hessische Landtag, und somit steht er für den demokratischen Neubeginn in unserem Bundesland nach den entsetzlichen Schrecken der braunen Diktatur.

Seit der Befreiung der letzten 5.000 Überlebenden des Konzentrationslagers Auschwitz am 27. Januar 1945 ist dieser Tag auf das engste mit dem nationalsozialistischen Völkermord verbunden. In den Gaskammern und Hinrichtungsstätten, aber auch durch Hunger, Seuchen und Krankheiten starben allein in diesem Vernichtungslager 1,5 Millionen Kinder, Frauen und Männer. Die Dimension der Verbrechen sprengt jedes Vorstellungsvermögen. Das Leid, das so vielen Millionen Menschen in deutschem Namen zugefügt wurde, ist unermesslich.

Damit es keine Reaktion gibt, sich mit Entsetzen abzuwenden, sind wir hier zusammengekommen. Es gehört zu den wenigen aber wichtigen Dingen, die wir für die Ermordeten tun können, dass wir beständig an die Opfer und ihr Martyrium erinnern. Damit vereiteln wir auch die Absicht der Täter, die die Spuren ihrer Verbrechen beseitigen und jede Erinnerung auslöschen wollten.

Im Jahre 1996 hat Bundespräsident Roman Herzog für die Bundesrepublik Deutschland den 27. Januar, zum Tag des Gedenkens an die

Opfer des Nationalsozialismus erklärt. Hessische Landesregierung und Hessischer Landtag haben seither immer wieder durch gemeinsame zentrale Gedenkveranstaltungen, die Bedeutung dieses Tages und des Erinnerns unterstrichen. Auf lokaler Ebene unternehmen zahlreiche Kommunen, Schulen, religiöse Gemeinschaften und Verbände stetige Anstrengungen, besonders der jungen Generation die Tragweite der Ereignisse nahe zu bringen. Im vergangenen Jahr hat nun auch die Generalversammlung der Vereinten Nationen den 27. Januar zum Internationalen Gedenktag an die Opfer des Holocausts erklärt. In ihrer Resolution fordert die UNO die Mitgliedstaaten auf, „Erziehungsprogramme zu erarbeiten, die die Lehren des Holocaust im Bewusstsein künftiger Generationen verankern werden, um verhindern zu helfen, dass es in Zukunft wieder zu Völkermordhandlungen kommt“.

Das, meine Damen und Herren, entspricht dem, was wir auch von dieser Stelle und vielerorts immer wieder sagen, weil es in Anbetracht der zeitlichen Ferne zu den schrecklichen Ereignissen und des Wegfalls der Opfergeneration notwendig ist, zu erinnern, zu dokumentieren und zu lernen.

Weiterhin - so die UNO - wird „jede vollständige oder teilweise Leugnung des Holocaust als eines geschichtlichen Ereignisses“ zurückgewiesen. Vorbehaltlos verurteilt die UNO „alle Manifestationen von religiöser Intoleranz, Verhetzung, Belästigung oder Gewalt gegenüber Personen oder Gemeinschaften auf Grund ihrer ethnischen Herkunft oder religiösen Überzeugung, gleichviel wo sie sich ereignen.“ Diese Forderungen sind auch im 21. Jahrhundert unverzichtbar. Immer wieder begegnen uns Äußerungen antisemitischer Art im Inland, aber auch im Ausland, wie jüngst mit Schrecken erfahren.

Wir laden uns zu dieser Gedenkveranstaltung Gäste ein, von denen wir wissen, dass sie uns und unserer Zeit etwas zu sagen haben, gerade auch zu diesem Themenkomplex.

In diesem Jahr wird die Gastrede vom Präsidenten der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, Herrn Professor Dr. Dr. Peter Steinacker gehalten. Professor Steinacker wurde 1943 in Frankfurt am Main geboren. Dort begann er auch mit dem Studium der Evangelischen Theologie und der Philosophie, das er in Tübingen und Marburg fortsetzte. In Marburg promovierte er über das „Verhältnis der Philosophie

Ernst Blochs zur Mystik“ und übernahm eine Assistentenstelle an der dortigen Theologischen Fakultät. 1975 wechselte er als Assistent an die Gesamthochschule Wuppertal, wo er in den Fächern Altes Testament und Systematische Theologie mitarbeitete. 1980 habilitierte er sich, wiederum in Marburg, mit einer Arbeit über die „Kennzeichen der Kirche“. Er wurde in der Rheinischen Kirche ordiniert und 1985 Gemeindepfarrer in Wuppertal.

Seit 1993 amtiert Steinacker als Kirchenpräsident der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau. In seiner umfangreichen Vortragstätigkeit widmet er sich vor allem theologischen und ethischen Grundsatzfragen. In den letzten Jahren gehört der interreligiöse Dialog, besonders mit dem Islam zu den Schwerpunkten seiner Arbeit. Ich danke Ihnen, Herr Kirchenpräsident, dass Sie heute zu uns sprechen werden.

Ebenfalls bedanken möchte ich mich an dieser Stelle bereits bei der stellvertretenden Ministerpräsidentin und hessischen Kultusministerin, Karin Wolff, für ihre Bereitschaft, mit ihrer Ansprache diese Gedenkveranstaltung abzurunden. Keiner wird leugnen können, dass der Schule für die Vermittlung des Wissens über den Holocaust eine Schlüsselstellung zukommt. Künftigen Generationen die Lehren auch aus den dunklen Kapiteln deutscher Geschichte weiterzugeben, bleibt eine beständige Aufgabe der schulischen Bildung.

Bedanken möchte ich mich auch bei Frau Freya Jung aus Heidenrod, die für die musikalische Begleitung dieser Gedenkveranstaltung gewonnen werden konnte.

Allen Anwesenden danke ich für ihr Kommen und übergebe nun das Wort an Professor Steinacker.

„Zerreißt eure Herzen, nicht eure Kleider!“ (Joel 2,13)

Prof. Dr. Dr. h. c. Peter Steinacker

*Kirchenpräsident der Evangelischen Kirche
in Hessen und Nassau*

Sehr geehrter Herr Landtagspräsident Kartmann, sehr geehrter Herr Ministerpräsident Koch, sehr geehrte Damen und Herren des Kabinetts, Abgeordnete dieses hohen Hauses, meine Damen und Herren, es ist mir eine große Ehre, an diesem für unser Land so wichtigen Datum zu Ihnen sprechen zu dürfen.

Die diesjährige Woche der Brüderlichkeit steht unter dem Motto „Gesicht zeigen“. Das Themenheft des Deutschen Koordinierungsrates berichtet u.a. davon, dass Schülerinnen und Schüler der jüdischen Oberschule Berlin sich über mehrere Monate hinweg mit diesem Motto beschäftigt haben. Sie haben den Gehalt dieser beiden Worte „Gesicht zeigen“ folgendermaßen übersetzt: „Verantwortung übernehmen, für seine Überzeugung gerade stehen, sich für Andere einsetzen, sich zur eigenen Persönlichkeit bekennen, mutig sein“ (auf S. 3). Die Schülerinnen und Schüler haben sich ihrem Alter entsprechend klar zu machen versucht, was das denn konkret heißt, welche Erfahrungen man machen kann und was daraus für Konsequenzen zu ziehen sind. Die 6. Klasse beispielsweise hat sich dem biblischen Buch Esther zugewandt, das den Juden besonders heilig ist. Es beschreibt die Prinzipientreue eines jüdischen Hofbeamten am persischen Königshof und die mutige Tat einer schönen Jüdin, nämlich Esther, die durch ihre Treue zum eigenen Volk, ihre listige Strategie und nicht zuletzt ihre Schönheit - so etwas ist nicht nur für die Juden eine Gabe Gottes - die persischen Juden vor der drohenden Vernichtung rettete. Nur ihr Mut und ihre Unerschrockenheit angesichts des möglichen Todes und ihre den König Ahasver bezaubernde Schönheit retteten die Juden vor dem drohenden Pogrom. Das alles wird wie ein Roman erzählt. Das Buch gehört zu den literarischen Kostbarkeiten der Bibel. Es bietet die heilige Geschichte, die im Zentrum des Purim-Festes steht.

Bedeutsam ist das Buch, weil es zwei zentrale Überzeugungen des Judentums fest in der Tradition verankert:

- 1.) den Glauben an einen besonderen Gottesschutz der Juden und
- 2.) auf diesem Hintergrund die vorbildhafte Beschreibung, was Juden in Verfolgungszeiten selbst zu ihrer Rettung tun können.

Wir sind heute zusammengekommen, um mit der aufdeckenden und befreienden Kraft der Erinnerung der Zeit der Schande unseres Volkes und seiner Opfer zu gedenken, einer Zeit, in der der Glaube an einen besonderen Gottesschutz der Juden von den Nazis aber auch von Christen verhöhnt, verlacht und in beispielloser Brutalität des industriellen Massenmordes in sein Gegenteil verkehrt wurde. Aber nicht nur sozusagen von außen wurde die besondere Gottverbundenheit der Juden angezweifelt, auch bei den verfolgten, gefolterten und verschleppten Juden selber drang der Zweifel an der Treue Gottes zu seinem erwählten Volk Israel in die Herzen und Köpfe der Gepeinigten. Wie kann Gott dieses abgründig Böse zulassen, er, das Summum Bonum, der Garant der gerechten Weltordnung?

Jürgen Habermas hat in seiner Friedenspreisrede über „Glauben und Wissen“ im Jahr 2001 unmittelbar nach dem 11. September vom „Glutkern der Theodizee“ gesprochen, der in den Religionen aufbewahrt werde und vor dem „die profane, aber nicht defaitistische Vernunft zu viel Respekt hat ... als dass sie der Religion zu nahe treten würde“ (S. 52). Angesichts des unableitbar Bösen in der Welt, angesichts der Irreversibilität des vergangenen Leidens, das „über jedes Maß menschenmöglicher Wiedergutmachung hinausgeht“, wie Habermas sagt (S. 49), ist auch jede einfach triumphalistische Theologie nicht mehr möglich. Wie sehr angesichts ihres Elends die Juden selbst das Feuer der Frage nach der Güte Gottes entzündeten, weil dessen Heilversprechen und sein Welthandeln so furchtbar auseinander klafften, hat unvergleichlich und brennend Elie Wiesel, selbst ein Entronnener, beschrieben. Er erzählt ein Ereignis aus dem KZ Buna, bei dem einem auch heute noch der Atem stocken will:

„Als wir eines Tages von der Arbeit zurück kamen, sahen wir auf dem Appellplatz drei Galgen. Antreten. Ringsum die SS mit drohenden Maschinenpistolen, die übliche Zeremonie. Drei gefesselte Todeskandidaten, darunter der kleine Junge, der

Engel mit den traurigen Augen. Die SS schien besorgter, unruhiger als gewöhnlich. Ein Kind vor Tausenden von Zuschauern zu hängen, war keine Kleinigkeit. Der Lagerchef verlas das Urteil. Alle Augen waren auf das Kind gerichtet. Es war aschfahl. Aber fast ruhig und biss sich auf die Lippen. Der Schatten des Galgens bedeckte es ganz.

Diesmal weigerte sich der Lagerkapo, als Henker zu dienen. Drei SS-Männer traten an seine Stelle. Die drei Verurteilten stiegen zusammen auf ihre Stühle. Drei Hälse wurden zu gleicher Zeit in die Schlinge eingeführt. „Es lebe die Freiheit!“ riefen die beiden Erwachsenen. Das Kind schwieg. „Wo ist Gott, wo ist er?“ fragte jemand hinter mir. Auf ein Zeichen des Lagerchefs kippten die Stühle um. Absolutes Schweigen herrschte im ganzen Lager. Am Horizont ging die Sonne unter. „Mützen ab!“ brüllte der Lagerchef. Seine Stimme klang heiser. Wir weinten. „Mützen auf!“ Dann begann der Vorbeimarsch. Die beiden Erwachsenen lebten nicht mehr, ihre geschwollenen Zungen hingen bläulich heraus. Aber der dritte Strick hing nicht reglos: Der leichte Knabe lebte noch...

Mehr als eine halbe Stunde hing er so und kämpfte vor unseren Augen zwischen Leben und Sterben seinen Todeskampf, und wir mussten ihm ins Gesicht sehen. Er lebte noch, als ich an ihm vorüber schritt. Seine Zunge war noch rot, seine Augen noch nicht erloschen. Hinter mir hörte ich denselben Mann fragen: „Wo ist Gott?“

Und ich hörte eine Stimme in mir antworten: „Wo er ist? — Dort — dort hängt er, am Galgen ...“

Was hier geschehen ist, entzieht sich jeder erklärenden Deutung, auch jeder systematisierten Weltdeutung und Theologie. Dennoch kann und darf man nicht schweigen, auch wenn das geschilderte Grauen einem dem Mund verschießen will. Denn dieser Schmerz ist in der Welt und kann nicht ungeschehen gemacht werden. Solche Szenen berichten von einem Unrecht, das über jedes Maß menschenmöglicher Wiedergutmachung hinausgeht. Trotzdem sind gerade wir, die wir an Gott

hängen, weil Gott uns nicht lässt, aufgefordert, uns diesem Grauen und seinen Implikationen zu stellen.

Der besondere Gottesschutz der Juden — auch große Teile unserer Kirche hatten ihn verworfen, obwohl auch unser Gott, der Vatergott des Juden Jesus von Nazareth für das Heil der Welt an den Galgen ging. Diese Verwerfung begann schon früh in der Christenheit und lastet schwer auf allen Konfessionen. Luthers schwankende theologische Haltung, seine furchtbaren Ausfälle gegen die Juden legten einen Grund, der so viele blind machte in den Jahren, in denen das Evangelium sie hätte sehend machen können. So sagte Luther über das Buch Esther, das Buch der jüdischen Befreiung: „Ich bin dem Buch und Esther so feind, dass ich wollte, sie wären gar nicht vorhanden; denn sie judenzen zu sehr und haben viel heidnische Unart“. (Kaiser, S. 203). Dietrich Bonhoeffer, dessen 100. Geburtstag wir dieses Jahr feiern, war ein Christ mit vielen Widersprüchen und Zweideutigkeiten. Aber in einem wurde er nach anfänglichem Schwanken zu einem Vorbild des Glaubens, nämlich in seinem Protest gegen die Verfolgung der Juden. Schon im April 1933 waren kurz nach der sog. „Machtergreifung“ Hitlers in Berlin jüdische Geschäfte boykottiert worden. Der latente Antisemitismus begann seine hässliche Fratze zu enttarnen. Bonhoeffer schwankte, schwamm zunächst auch mit dem Strom. Seine Zwillingsschwester Sabine hatte ihn gebeten, ihren Schwiegervater zu beerdigen, der im April 1933 verstorben war. Er war Jude, der Vater des später berühmten Verfassungsrichters Gerhard Leibholz. Dietrich Bonhoeffer lehnte, der Empfehlung seiner Kirchenleitung folgend, den Wunsch seiner Schwester ab, eine Entscheidung, unter der er sehr litt und die kaum verständlich ist, weil Dietrich Bonhoeffer im gleichen Jahr, im gleichen Monat einen Vortrag veröffentlicht hatte mit dem Titel „Die Kirche vor der Judenfrage“, in dem er hellstichtig sein frühes Nein zum Nationalsozialismus aus der Kritik an der sog. Judenfrage entfaltete, als andere Kirchenführer noch mit der nationalen Wiedergeburt liebäugelten. Schon in dieser Schrift rechnete er damit, dass der Staat zum Unrechtsstaat werden könnte und dass dann trotz Römer 13 mit der paulinischen Formel, dass alle Obrigkeit von Gott ist und Christen ihr Untertan sein sollen, „Gesicht zeigen“ nichts anderes heißen konnte, als Widerstand leisten. So wuchs sein Widerstand gegen die Barbarei auch aus der Überzeugung, dass die Juden in einem

besonderen Verhältnis zu Gott stehen, eine Einstellung, für die er dann bis zum Tod einstand.

Nach der Katastrophe, bestürzt über die eigene Schuld, hat die Kirche sich zu ihrem Fehlverhalten bekannt und gehört seitdem zu den gesellschaftlichen Kräften unseres Landes, die alles daran setzen, dass sich diese moralische, humane und für uns auch geistliche Katastrophe niemals wiederholt. Die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau hat 1992 den Grundartikel ihrer Kirchenordnung, also die richtungsweisende Präambel ihrer Verfassung um folgenden Satz erweitert: „Aus Blindheit und Schuld zur Umkehr gerufen, bezeugt sie neu die bleibende Erwählung der Juden und Gottes Bund mit ihnen. Das Bekenntnis zu Jesus Christus schließt dieses Zeugnis ein.“ Solche Sätze machen die Vergangenheit nicht ungeschehen. Und deshalb spiegelt sich in ihnen auch die Ohnmacht gegenüber dem Unabänderlichen. Aber wir nehmen dankbar wahr, dass seit vielen Jahren jüdische Gemeinden und Organisationen sich uns wieder zugewandt haben und Vertrauen gewachsen ist.

Aber es gibt durchaus auch andere Arten, „sein Gesicht zu zeigen“, nämlich so, dass hinter einer verbergenden Maske das wahre Gesicht sichtbar wird, das nichts Gutes verheißt. Auch dies geschieht, und zwar auf erschreckende Weise aktuell und bedrohlich. Und in diesem Vorgang wird das zweite Thema des Buches Esther virulent, also die Beschreibung dessen, was Juden in Verfolgungszeiten selbst zu ihrer Rettung tun können. Die den deutschen Verbrechen entronnenen Juden aus vielen Ländern der Erde und solche, die schon lange dort wohnten, fanden nach harten Kämpfen im Jahr 1948 im entstehenden Staat Israel eine neue Heimat in einem selbständigen, demokratischen Staat. Er ist bis heute Zufluchtsort für Juden aus aller Welt. Zum ersten Mal seit dem Untergang des Staates Juda durch den Babylonier Nebukadnezar, also seit über 2500 Jahren — mit Ausnahme der kurzen Hasmonäerzeit — gibt es seitdem wieder einen selbständigen Staat Israel. Solange es diesen Staat gibt, muss er um seine Existenz kämpfen, so dass man sagen kann, was im Buch Esther als Vorbild erzählt wird, ist seit 1948 in Israel aktuelles Tagesgeschäft, nämlich zu überlegen und daran zu arbeiten, was Juden zu ihrer Rettung selber tun können. Der zum Judentum konvertierte frühere Erlanger Professor

für Altes Testament, Georg Fohrer, schließt sein Standardwerk über die Geschichte Israels mit dem trotzigen Satz: „Auch wenn ein Teil der Welt dies nicht wahr haben will, wird das Judentum auf den Zionismus und den Staat Israel keinesfalls verzichten; auf den Mord an Millionen Juden wird kein Selbstmord folgen.“ (S. 279). Um diese Überzeugung auch durch seine Lebensführung zu besiegeln, lebt er seit seiner Emeritierung in Jerusalem.

Wir alle wissen, wie schwer es ist, im Heiligen Land einen friedvollen, sicheren und gerechten Ausgleich zwischen Israelis und Palästinensern zu finden, wie viel Blut die nicht enden wollende Gewalt fordert. Die Verzweiflung in Israel und in Palästina wächst. Wir alle dürfen in den Anstrengungen nicht nachlassen, einen fairen Ausgleich der Lebensinteressen beider Völker zu erreichen.

Aber einer hat nun die Maske staatsmännischer Diplomatie abgenommen und sein bisher der Weltöffentlichkeit so nicht sichtbares hassverzerrtes Gesicht gezeigt. Der neu gewählte iranische Staatspräsident Ahmadinedschad hat in mehreren Reden öffentlich das Existenzrecht Israels bestritten und den Holocaust zu einem Mythos erklärt, den die westlichen Staaten erfunden hätten, um den Judenstaat im Herzen der islamischen Welt zu etablieren. Israel müsse ausradiert werden, damit eine Welt ohne Zionismus als eine Welt des Friedens entstehen könne. All dies verbindet er mit der eschatologischen Hoffnung auf die in der schiitischen Konfession des Islam lebendige Hoffnung auf das Gericht am Ende der Tage, an dem der verborgene zwölfte Imam den Muslimen zur Hilfe kommen wird, um das endgültige Heil zu errichten (Wolfgang Günter Lerch, FAZ, 20.01.06, S. 32). Seine höhnische Lösung für das Palästina-Problem empfiehlt, Israel nach Deutschland und Österreich zu verlegen (Spiegel 51/2005, S. 107). Vorher hatte er vor den Vereinten Nationen im September 2005 - begleitet von religiösen Visionen - für sein Land das Recht auf ein vollständiges Nuklear-Programm eingefordert. Mit höchstem politischem Kalkül verbindet Ahmadinedschad die antiisraelische Hetze mit dem iranischen nationalen Streben nach der Atombombe, das den Staat praktisch unangreifbar machen würde. Und so bringt er auch jene Gruppen seines Landes hinter sich, die seine schiitische Orthodoxie ebenso kritisch beurteilen, wie seine antiisralische und anti-

jüdische Polemik. Täglich erhöht sich die Spannung in jenem so rohstoffreichen wie sozial und politisch vormodernen Staat im Verhältnis zu seinen Nachbarn und den Weltmächten. Auch so kann man „Gesicht zeigen“.

Auch in Deutschland gibt es noch immer latenten Antisemitismus. Oft verbirgt er sich unter der scheinbar harmlosen Frage, ob denn die Schuld nicht endlich verjährt sei, weil irgendwann kein lebender Deutscher mehr Schuld an den Verbrechen der Hitlerzeit tragen wird. Robert Leicht hat anlässlich der Walser-Bubis-Debatte in der ZEIT vor einigen Jahren auf die falsche Perspektive dieser Frage hingewiesen: „Verjähren kann nur ein staatlicher Strafanspruch. Schuld verjährt niemals, sie kann allenfalls vergeben werden.“ Wenn von Schuld die Rede ist, gilt die Weisheit des Volksmundes nicht mehr, Zeit heile alle Wunden.

Kann man solchen „gezeigten Gesichtern“ noch die Eigenschaften und Verhaltensweisen zuordnen, die die Berliner Schüler nannten: „Verantwortung übernehmen, für seine Überzeugung gerade stehen, sich für Andere einsetzen, sich zur eigenen Persönlichkeit bekennen, mutig sein“? Seltsamerweise ja, so schlimm das zunächst scheint. Die Eigenschaften und Verhaltensweisen allein beschreiben ganz offensichtlich nicht, was die Kinder zutreffend meinten. Sie bleiben ohne Aufhellung ihres semantischen Hintergrundes rein formal. Etwas fehlt, aber was?

Offenbar setzen die Schüler semantisch etwas voraus, was diese Eigenschaften und Verhaltensweisen quasi selbstverständlich auf das Gute zielrichtet, ethisch, nicht moralisch — also in Gesetze gefasst — orientiert, sie also schon in ihrer Formalität auf Inhalte des Guten überschreitet, die diese Eigenschaften und Verhaltensweisen selber nicht erzeugen, sondern voraussetzen. Waren nicht auch die gewissenlosen Mörder vom 11. September im rein formalen Sinn mutig und haben für ihre Überzeugung mit dem Leben bezahlt? Waren nicht auch die Divisionen der SS wegen ihres „Mutes“ und ihrer Todesbereitschaft gefürchtet? Ist „Mut“, wie so vieles in der Postmoderne, ohne Zielgerichtetheit nicht relativ? Nicht jeder Mut gründet sich auf das Gute und Lebensdienliche. Aus dem reinen Sein folgt kein Sollen, so hatte

schon David Hume das Problem beschrieben, dass aus der Erfahrung allein kein ethisches Sollen zu begründen ist.

Immanuel Kant hat sich diesem Problem der praktischen Vernunft mit exemplarischer Ehrlichkeit und Strenge gestellt. Sein kategorischer Imperativ rechnet damit, dass mit Hilfe der Postulate „Gott“, „Freiheit“, „Unsterblichkeit“ die mit Vernunft begabten Menschen, gleichgültig welcher Religion sie angehören, ja gleichgültig, ob sie überhaupt religiös sind, sich aus der Freiheit der praktischen Vernunft der unbedingten, also nicht empirischen Geltung moralischer Pflichten unterwerfen. Diese moralischen Pflichten wären der auf das Gute zielgerichtete semantische Hintergrund, in dessen Licht die Eigenschaften und Verhaltensweisen der Berliner Schüler im zum Guten hin aufgedeckten Angesicht leuchten würden.

Freilich reicht Kants Problemlösung durch Moralität nicht hin, im Pluralismus und seiner Vervielfachung der Vernunftbegriffe das nun neu auftretende Problem zu lösen. Denn Friedrich Nietzsches zwiespältige Destruktion der kantischen Voraussetzung, dass die Vernunft in sich die Idee eines freien Zusammenlebens der Menschen enthalte, enthüllte die Vernunft auch als Organ des entfesselten Kalküls und der willkürlich gesetzten selbstsüchtigen Regeln. Auch die Vernunft ist von sich selbst aus nichts Verbindliches. Ihre Werturteile sind unbegründet. So feiert Nietzsche dialektisch die „Unschuld des Raubtiergewissens“ (Genealogie der Moral, Werke, Kröner, Bd. VII, S. 321 ff.) dialektisch deshalb, weil der Mitleidsfeind gleichwohl „den Menschen mit Unglück nicht identisch setzen“ wollte (Horkheimer/Adorno, Dialektik der Aufklärung, Seite 111). Nietzsches Vernunftkritik führte ihn dazu, wie es Horkheimer und Adorno formuliert haben, die Unmöglichkeit, aus der Vernunft ein grundsätzliches Argument gegen den Mord vorzubringen, nicht zu vertuschen, sondern in alle Welt zu schreien, was ihm gerade den Hass der Progressiven bis heute eingebracht habe (a.a.O. S. 127).

So reicht Kants Problemlösung aus zwei Gründen nicht aus:

- 1.) Kants Pflichtenethik stellt keinen „angemessenen Begriff für die semantische Differenz zwischen dem, was moralisch falsch, und dem, was zutiefst böse ist“ bereit (Jürgen Habermas, a.a.O., S. 49).
- 2.) Kant rechnete nicht damit, dass sich zwischen dem Gewissen als

moralischer Instanz und der Moralität des öffentlichen Handelns einer Person trotz allen moralischen Versagens eine Differenz einstellen könnte. Hannah Ahrend hat in einer denkwürdigen Laudatio auf den Friedenspreisträger Karl Jaspers auf diese Differenz hingewiesen. Es gibt durchaus einen lebensgeschichtlichen Unterschied zwischen dem absolut freien Gewissen eines Menschen und seinem öffentlichen Handeln. Gerade im weltanschaulich neutralen Staat muss absolute Gewissensfreiheit herrschen. Hierin ist der Mensch unantastbar privat. Aber der gleiche Mensch ist als Person verwoben in die öffentliche Sphäre mit ihren nicht mehr privaten, sondern politischen Konnotationen. Und in dieser Sphäre gilt die nicht theologische, sondern politische und das heißt öffentliche und daher antastbare Legitimationsverpflichtung. Auschwitz und die Verbrechen des Holocaust sind keine privaten, sondern überindividuelle politische Verbrechen. Aber eine wirkliche Aufarbeitung, das humane Eingedenken müsste doch beides erreichen: die freien Gewissen und die öffentliche Sphäre des kollektiven Gedächtnisses.

Aus diesen beiden Problemlösungslücken ergibt sich nichts weniger, als dass in Gesetze gegossene Moralität allein das so tief sitzende Problem des Antisemitismus nicht lösen kann. Gesetze und Moral halten die Menschen im Zaum, das ist auch gut und nötig, aber sie verändern nicht den ganzen Menschen in aller bleibenden Gebrochenheit auf das Gute hin. Aber darauf käme es an.

Genau auf diese Veränderung der Person und damit auf die wirkliche Fähigkeit zum Trauern zielt ein Wort des alttestamentlichen Propheten Joel aus dem 4. Jh. v. Chr.:

„Zerreißt eure Herzen, nicht eure Kleider!“ (Joel 2, 13). Wenn es um Umkehr, um das Gewinnen einer neuen Einstellung, um wirkliche Trauerarbeit geht, dann geht es nicht um bloß formale Trauerrituale, um äußerliche, durch Gesetze geforderte Veränderung, sondern es geht um Veränderung des Seins und des Bewusstseins des Menschen und seiner Tiefeneinstellungen. Das Herz ist in der Bibel das Personenzentrum des Menschen. In der Trauer über moralisches Versagen und der diese Trauer begleitenden Umkehr ändert sich der Mensch und nicht nur seine Form. Umkehr ist mehr und anderes als durch äußeres Gebot erzwungenes Verhalten. Buße, Umkehr bewirkt eine Verwand-

lung der Person mitsamt ihren Lebensgründen, Lebenszielen und dann auch der öffentlichen Lebensführung. Gerade weil die Freiheit der Gewissen eine unhintergehbare Errungenschaft von Reformation und Aufklärung ist, Gewissen aber irren können, und daher auch sie sich erneut reumütig dem Guten zuwenden müssen, muss Trauerarbeit über das Verbrechen auch die freien Gewissen einbeziehen. Das aber geht nicht allein durch formale Gesetze. Joel wusste, dass ein Mensch zu solcher tiefgreifenden Verwandlung seiner Lebenseinstellung ungeheuer viel seelische Substanz braucht.

Aber wodurch kann das gelingen? Ich bin der festen Überzeugung, dass nur Bildung im umfassenden Sinn uns hilft, diese Kraft aufzubringen. Die Verwandlung des Herzens ist eine Bildungsaufgabe. Bildung in der umfassenden Bedeutung ihres Begriffs zielt genau auf diesen neuen, erst mit dem Tod endenden, menschlichen Reifeprozess. Ohne solche Bildung, die den altertümlichen Namen der „Herzensbildung“ trägt, ist der semantische Hintergrund der ethisch begründeten Eigenschaften und Verhaltensweisen des „Gesichtzeigens“ nicht zu erreichen. Ohne sie erreicht niemand die selbstkritische Stärke zur dauernden Verwandlung der Herzen. Bildung in diesem Sinn ist nicht nur eine staatliche, sondern eine prinzipiell öffentliche Aufgabe, auch der Kirche. Wird unser Herz verwandelt, verwandelt sich die Art, uns selbst und die Welt zu verstehen. Wird unser Herz zerrissen und nicht unsere Kleider, dann kommt niemand aus diesem Prozess so heraus, wie er ihn begonnen hat. Und erst so, aber dann richtig, zeigt sich, was unser aufgedecktes Gesicht bedeutet.

Durch diese Grundierung bekommen die Worte und Verhaltensweisen „Verantwortung übernehmen, für seine Überzeugungen gerade stehen, sich für Andere einsetzen, sich zu sich selbst bekennen, mutig sein“, die Aura des Guten, die das offen gezeigte Gesicht ins Licht der Güte tauchen. Solche Gesichter haben die Nacht des Grauens hinter sich gelassen, ohne sie zu vergessen, gar zu verleugnen. Solche Gesichter kommen aus der Nacht in den hellen Tag.

Aber wann ist es Tag? Das klärt eine alte jüdische Geschichte. Ein Rabbi fragt einen gläubigen Juden: „Wann erreicht die Nacht den Tag? Woran erkennt man das?“ Der versucht eine Antwort: „Wenn man den

ersten Lichtschimmer am Himmel sieht? Wenn man einen Busch von einem Menschen unterscheiden kann?“ „Nein“, sagte der Rabbi, „die Nacht weicht dem Tag, wenn der Eine in dem Gesicht des Anderen die Schwester oder den Bruder erkennt. Solange dies nicht der Fall ist, ist die Nacht noch in uns.“

ANSPRACHE

Karin Wolff

Stellvertretende Hessische Ministerpräsidentin

Am 27. Januar 1945 wurde das Konzentrationslager Auschwitz befreit. Als die russischen Truppen an diesem Tag - vor 61 Jahren - das Lager erreichten, waren deutsche SS-Männer fieberhaft damit beschäftigt, die Spuren ihres millionenfachen Mordens zu verwischen. Akten wurden verbrannt, die Gaskammern gesprengt, die Verbrennungsöfen demontiert. Die sowjetischen Truppen vereitelten diesen Versuch des Nazi-Regimes, ihr Menschheitsverbrechen vor den Augen der Welt zu verbergen.

Auschwitz steht heute symbolhaft für millionenfachen Mord - vor allem an Juden, aber auch an Sinti und Roma, Homosexuellen, Behinderten, Oppositionellen, Kriegsgefangenen, Zwangsarbeitern, Gewerkschaftern, Christen beider Konfessionen, Zeugen Jehovas, der zahllosen Opfer in Polen und der Sowjetunion sowie vielen anderen Menschen aus ganz Europa. Auschwitz steht für Brutalität und Unmenschlichkeit, für Verfolgung und Unterdrückung, für die organisierte Vernichtung von Menschen. Deshalb hat Bundespräsident Roman Herzog 1996 den Tag der Befreiung von Auschwitz zum Gedenktag an alle Opfer des Nationalsozialismus bestimmt.

Warum ist diese Rückschau mit einem eigenen Gedenktag heute so wichtig, nach über 60 Jahren? Warum ist es so wichtig, die Erinnerung lebendig zu halten?

Die Rückschau ist deshalb so wichtig, weil wir als Deutsche verpflichtet sind, alles dafür zu tun, dass sich dies alles, für das Auschwitz symbolisch steht, nicht wiederholt. Tatsächlich könnte heute das Vergessen eintreten - nicht im Sinne des Faktenwissens, aber Zeitzeugen sterben, und immer weniger Opfer können das Grauen des Erlittenen persönlich weitertragen. 60 Jahre nach der Befreiung der Konzentrationslager wird die Gemeinschaft der Überlebenden täglich kleiner. Kein Archiv, kein Kinofilm, kein Geschichtsbuch kann ihre schmerzvollen Erfahrungen aber so wiedergeben wie ihr persönliches Zeugnis. Viele Opfer haben daher ihre Erinnerung aufgeschrieben - diese Zeugnisse

sind für uns heute unschätzbar wichtig. Wir, die wir den Überlebenden noch zuhören können, haben den Auftrag, ihre Geschichte an die nachfolgenden Generationen weiterzugeben. Es muss uns darum gehen, aus der Erinnerung immer wieder lebendige, vorbeugende Zukunft werden zu lassen. Wir wollen Lehren ziehen, die auch künftigen Generationen nicht nur Wissen, sondern Orientierung sind.

Die Verantwortung der Deutschen für das „Nie wieder!“ ist besonders groß, weil sich früher viele Deutsche schuldig gemacht haben, und die Deutschen haben in Wahlen eine Grundlage dafür gelegt. Es ist wahr, dass sich Geschichte nicht wiederholt. Aber ebenso wahr ist, dass Geschichte die Voraussetzung der Gegenwart ist und dass der Umgang mit der Geschichte damit auch zum Fundament der Zukunft wird.

Mehr als 60 Jahre nach dem 27. Januar 1945 hat man manchmal den Eindruck, dass die historischen Fakten sich auf Jahreszahlen und Schlagworte zu reduzieren drohen, nicht weil zu wenig über das Thema berichtet oder unterrichtet würde. Aber die größte Barbarei schrumpft dann zu einem anonymen Ereignis, das allmählich in ein mildes Licht nüchterner Beschreibung getaucht wird, wenn wir nicht das, was an persönlicher Konfrontation heute noch möglich ist, nutzen. Es ist unser Interesse, die Erinnerung lebendig zu halten und aus dieser Erinnerung zu lernen. Denn sie gibt uns Kraft, weil sie Irrwege vermeiden hilft. Lernen heißt, Verhalten zu bestimmen.

Was in unserem Land geschehen konnte, war ohne ein wirkliches Beispiel in der Geschichte. Es war der in kalte Berechnung umgesetzte Wahn, der ganze Volksgruppen zuerst zu „Untermenschen“ erklärte, dann entrechtete und schließlich ihre systematische physische Vernichtung – in der Sprache der Nationalsozialisten: die „Endlösung“ – organisierte.

Die Wirkungen dieser Politik waren vor allem deshalb so furchtbar, weil sie sich wohllosiert in das öffentliche Bewusstsein einschlichen, ja weil sie wohllosiert den Gehirnen infiltriert wurden. Wir müssen uns heute auch daran erinnern, dass die Gewöhnung an die „kleinen Schritte“ beim Wegschauen half und dass das Wegschauen half, Geschehenes zu übersehen oder gar nicht wissen zu wollen. Selbst viele von den späteren Opfern verfielen in den 30er Jahren zeitweise der Versuchung, die Entwicklung harmloser zu sehen, als sie wirklich war.

Dabei war es im Rundfunk zu hören und in den Zeitungen zu lesen, wie die Juden und ihre Leidensgenossen Schritt für Schritt gedemütigt, ausgegrenzt und für rechtlos erklärt wurden, und das konnte jedermann wissen, der Augen zu sehen und Ohren zu hören hatte. Der rassistische Terror manifestierte sich nicht nur in den Konzentrations- und Vernichtungslagern, von denen sicher viele nicht gewusst haben, was dort vorging. Die allmähliche Eskalation der Verfolgung fand öffentlich statt und konnte in den Gesetzblättern nachgelesen werden.

Ich spreche zum Beispiel von der Entfernung jüdischer Beamter und Richter aus dem Staatsdienst, vom Boykott jüdischer Kanzleien, Praxen und Geschäfte. Ich erinnere an die Nürnberger Gesetze. Und ich spreche nicht zuletzt vom Judenstern, der sie im Alltag jedem Übergriff des Pöbels preisgab, nicht zum eigenen Bekenntnis, sondern der Stigmatisierung diene.

In dieser Aufzählung sind die scheinbar kleinen Beschränkungen noch gar nicht erwähnt, die Nadelstiche und Demütigungen, die in ihrer Massierung zu einem Parialeben führten: die fortschreitende Einnengung des Wohnraums und der Bewegungsmöglichkeiten, der Ausschluss der Kinder aus den Schulen, das Verbot des Theater- und Kinobesuchs, das Verbot, öffentliche Verkehrs- und Informationsmittel, ja sogar Parkbänke zu benutzen, die Wegnahme von Schreibmaschinen, Radios, Schmuck, Pelzen, ja selbst von Haustieren.

Wir Deutschen haben mehr als andere lernen müssen, dass das absolut Unfassbare trotz allem geschehen kann, geschehen ist. Das Unfassbare hat uns aber auch bestimmt, daraus die Lehre zu ziehen, und am klarsten ist diese Lehre in Artikel 1 unseres Grundgesetzes formuliert: „Die Würde des Menschen ist unantastbar“. Dieser Satz kennt keine Relativierung. Unsere Verfassung enthält alle rechtlichen Sicherungen gegen Totalitarismus und Rassismus. Wir wissen, dass Deutsche die Würde unzählbarer Menschen verletzt und misshandelt haben. Die Täter haben sich selbst entwürdigt, setzt man den Maßstab der Grundrechte.

Aber den einzelnen Menschen kann man gegen Totalitarismus und Rassismus nicht nur mit Rechtsnormen immunisieren. Dazu bedarf es zusätzlicher Anstrengungen, gerade bei denen, die das große Verbrechen nicht mehr selbst erlebt haben und denen auch nicht mehr durch

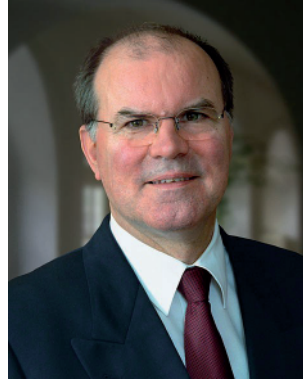
Zeitzeugen Erlebtes vermittelt werden kann. Deshalb begehen wir in jedem Jahr den 27. Januar, den Tag der Befreiung von Auschwitz, als Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus. Wir als Hessische Landesregierung sehen dieses Gedenken als unsere Verpflichtung an, ebenso wie etwa die Pflege der Gedenkstätten oder alle unsere Anstrengungen zur historischen und politischen Bildung.

Roman Herzog hat in seiner Rede vor dem Bundestag 1996 gesagt:
„Ganz besonders wichtig ist es, unsere jungen Menschen zu erreichen und ihren Blick für - möglicherweise - kommende Gefahren zu schärfen. Ich hoffe hier auf die Hilfe der Medien und vor allem der Lehrer, aber auch aller anderen gesellschaftlichen Kräfte, die dazu beitragen können. Wir müssen jungen Menschen den Blick dafür schärfen, woran man Rassismus und Totalitarismus in den Anfängen erkennt. Denn im Kampf gegen diese Grundübel des 20. Jahrhunderts kommt es vor allem anderen auf rechtzeitige Gegenwehr an. Die Erfahrung der NS-Zeit verlangt von uns und allen künftigen Generationen, nicht erst aktiv zu werden, wenn sich die Schlinge schon um den eigenen Hals legt. Nicht abwarten, ob die Katastrophe vielleicht ausbleibt, sondern verhindern, dass sie überhaupt die Chance bekommt einzutreten.“

Das ist unsere Aufgabe für die Gegenwart und für die Zukunft, eine Aufgabe, die jedem von uns auferlegt ist und die sich - wie ich als Kultusministerin sagen kann - natürlich ganz besonders an die Schulen und die anderen Bildungseinrichtungen richtet. Noch heute, 60 Jahre nach der Katastrophe, fällt es schwer, das Leid, den Schmerz und die Erniedrigung der Opfer in Worte zu fassen. Wir verneigen uns heute vor allen Opfern des nationalsozialistischen Terrorregimes und gedenken ihrer in tiefer Trauer.

BIOGRAFISCHER HINWEIS

Prof. Dr. Dr. h. c. Peter Steinacker
*Kirchenpräsident der Evangelischen
Kirche in Hessen und Nassau*



Peter Steinacker wurde am 12. Dezember 1943 in Frankfurt geboren. Ab 1965 studierte er Theologie und Philosophie in Frankfurt, Marburg und Tübingen. 1969 legte er das erste theologische Examen ab und promovierte er in Marburg über „das Verhältnis des Philosophen Ernst Bloch zur Mystik“. 1972 absolvierte Steinacker mit dem Vikariat in Marbach bei Marburg die zweite, praktische Ausbildungsphase zum Pfarrer und war Assistent von Carl Heinz Ratschow an der Marburger Universität. Ab 1975 wechselte Steinacker als wissenschaftlicher Assistent an die Gesamthochschule in Wuppertal und lehrte dort Altes Testament und Systematische Theologie. 1980 habilitierte er sich in Marburg mit einer Arbeit über „Die Kennzeichen der Kirche“. Seit 1986 bis heute ist er dort Honorarprofessor für Systematische Theologie. 1985 übernahm Steinacker ein Pfarramt in Wuppertal-Unterbarmen.

Im Dezember 1992 wurde Steinacker von der Kirchensynode der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) als Kirchenpräsident gewählt. Er trat dieses Amt am 1. März 1993 an. Im Jahr 2000 bestätigte ihn die Synode für eine weitere achtjährige Amtszeit. In dieser Funktion ist er Vorsitzender der Kirchenleitung, des Leitenden Geistlichen Amtes und des Theologischen Prüfungsamtes der EKHN.

Im Juni 2000 verlieh die Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt/Main Steinacker die Ehrendoktorwürde für seine Verdienste um die wissenschaftliche Theologie im Raum von Universität und Kirche.

Maßgeblich beteiligt war er am Kooperationsvertrag zwischen den Universitäten Frankfurt und Gießen, der den Erhalt des gemeinsamen Fachbereichs Evangelische Theologie an beiden Standorten sicherte.

Steinacker ist auch bundesweit vielfach engagiert, zum Beispiel im Deutsch-Polnischen Kontaktausschuss der EKD, als Vorsitzender des Kontaktausschusses des Rates der EKD und des Fakultätentags Evangelische Theologie, als Mitglied des Beirates der Seelsorge an Soldaten der Bundeswehr, im Präsidium des Deutschen Evangelischen Kirchentags und im Bereich der Entwicklungspolitik. In zahlreichen Vorträgen widmete er sich theologischen und ethischen Grundsatzfragen zu wirtschaftlichen und sozialen Problemen, sowie zu Fragen der gesellschaftlichen und politischen Kultur. In den vergangenen Jahren ist die aktive Auseinandersetzung mit dem Islam in den Vordergrund gerückt. Steinacker gilt heute als einer der profiliertesten Fachleute für interreligiöse Fragen im Bereich der Evangelischen Kirche.

Steinacker ist mit der Diplompsychologin Inge Steinacker verheiratet. Sie haben eine verheiratete Tochter und zwei Enkelkinder. Steinacker ist leidenschaftlicher und bis heute aktiver Fußballspieler, zeitweilig trainierte er die Mannschaft des FV Wehrda Marburg. Außerdem hat er großes Interesse an den Kompositionen von Richard Wagner. Bei den Festspielen in Bayreuth hält er im Rahmen des Festivals junger Künstler regelmäßig Vorträge über theologisch-philosophische Motive in den Wagner-Opern. Daraus sind zahlreiche Veröffentlichungen entstanden. Entspannung findet er bei einer Modelleisenbahn und beim Kochen.

